

(Nachdruck verboten.)

21

Cressy.

Roman von Bret Harle.

Ein paar Stunden später, als die Schüler entlassen wurden, bemerkte der jugendliche Schulmonarch, daß Octavia Dean an ihrem Platte zögernd verweilte. Ihr in die mutwillig blinkenden Augen schauend, entsprach er gutmütig ihrem Erwarten und kam auf ihre Neuigkeit vom Morgen zurück. „Ich glaube, Fräulein Mc Kinstrey sei schon verheiratet,“ meinte er leichtsin.

Octavia schwang ihre Büchertasche gleich einem Räucherfaß, als wolle sie mit ihren eignen Arbeiten eine Räucherung vornehmen, und sagte ernst: „O, Gott bewahre, durchaus nicht!“

„Es schien aber doch so,“ bemerkte der Lehrer.

„Ich denke, sie hat's gar nicht gewollt, fuhr Octavia mit schlaumen Augenzwinkern fort.

„Wirklich?“

„Nein — sie hat bloß mit Seth Davis gespäzt — weiter hatte es nichts zu bedeuten.“

„Mit ihm gespäzt?“

„Ja, Herr Lehrer. Ihn zum Narren gehalten.“

„Zum Narren gehalten?“

Ein Augenblick lang hielt der Lehrer es für seine Verurspflicht, gegen diese wenig mädchenhafte und frivole Auffassung des Verlöbnißes Protest zu erheben, allein ein zweiter Blick in das ausdrucksvolle Gesicht seines jugendlichen Gegenüber ließ ihn zu dem Schlusse gelangen, daß er sich auf ihre instinktive Kenntnis des eignen Geschlechts besser verlassen könne als auf seine unvollkommenen Theorien. Ohne ein weiteres Wort wandte er sich zu seinem Pulte. Octavia gab ihrer Tasche noch einen Schwung, warf sie kokett über die Schulter und schritt zur Thür. Als sie das that, schwang sich der kleine Filgen, welcher in der Vorhalle ein sicheres Versteck gefunden hatte, zu einer kolossalen Kühnheit empor. Als wäre ihm eine eigne Idee gekommen, rief er scheinbar ins Leere hinaus: „Cressy Mc Kinstrey liebt den Lehrer!“ und war verschwunden.

Ohne davon Notiz zu nehmen, legte der Lehrer einige Bücher für den nächsten Morgen zurecht, während die Stimmen seiner forteilenden Herde allmählich verhallten. Nun trat in dem kleinen Schulhause Ruhe ein. Durch die offene Thür kam ein sanfter, kühler Luftzug, als wolle die Natur von ihrem Eigentum wieder Besitz ergreifen. Ein Eichhörnchen sprang kock durch die Vorhalle, ein paar zwitschernde Vögel hüpfen herein, hielten inne, schlugen zögernd mit den Flügeln und flohen bei dem unerwarteten Anblick des schweigenden Mannes zur Thür zurück. Dann wurde ein anderer Eindringling hörbar, doch diesmal ein menschlicher, bei dessen Erscheinen der Lehrer erzürnt aufblickte, er gewahrte Onkel Ben.

Langsam und zögernd trat dieser ein, indem er seine großen Stiefel hoch aufhob und sie vorsichtig wieder niederlegte, als fürchte er, der Boden sei unsicher oder deute an, daß die Wege der Wissenschaft dornig und schwer seien. Als er das Pult des Lehrers erreichte, machte er Halt und suchte mit der Krämpe seines weichen Filzhutes das demütige Lächeln von seinem Antlitze wegzuwischen, welches bei seinem Eintritt darauf erschienen war. Zufällig war er vor der Bank des kleinen Filgen stehen geblieben, deren Kontrast zu seiner großen Gestalt ihn noch mehr verwirrte. Der Lehrer machte keine Miene, ihm beizuspringen, sondern schaute ihn kühl und fragend an.

„Ich dacht,“ begann er, indem er sich mit einer Hand auf das Pult des Lehrers stützte und mit der andern und seinem Hut sein Weinleid abstaubte, „ich dacht — ich glaubt' — wollt' ich sagen — ich würde Sie nu allein finden — so wie immer. Es is 'ne schöne, stille Arbeitszeit, wenn einer so an alles denken kann, was einer gelernt hat. Sie sind accurat so wie ich, und ich möcht' Sie nicht stören.“

„Warum kamen Sie denn heute morgen und haben den Unterricht gestört?“ fragte der Lehrer scharf.

„Hab' ich das gethan?“ fragte Onkel Ben mit einem Lächeln der Neue. „Sehen Sie, ich wollt' nicht gleich hineinkommen und mich bloß draußen ein wenig herumtreiben, um mich dran zu gewöhnen.“

„An was gewöhnen?“ fragte der Lehrer ungeduldig, wenn auch schon ein wenig befänftigt durch des andern offenbare Neue.

Onkel Ben antwortete nicht sogleich, sondern sah sich um, als suche er einen Sitz, prüfte mit seiner großen Hand ein paar Bänke und Tische, und als ihm die zu bedenklich erschienen, nahm er auf dem Tische neben dem Lehrer Platz, nachdem er denselben mit seinem Gute abgestäubt hatte. Da ihm indes die Stellung unbequem schien, erhob er sich wieder, nahm eines der Schulbücher von dem Pult des Lehrers, betrachtete es von der verkehrten Seite und sagte zögernd:

„Sie haben hier wohl nicht Dobells Rechenbuch?“

„Nein,“ versetzte der Lehrer.

„Das is schade. Der taugt wohl nichts mehr. Ich hab' aus Dobell gelernt. Und Parsons Grammatik? Die haben Sie wohl auch nicht!“

„Nein“, entgegnete der Lehrer, schon milder gestimmt, als er Onkel Ben mit verlegenem Lächeln vor sich stehen sah.

„Dann haben Sie gewiß auch nicht Jones' Algebra? Ja, ja, es ist alles anders jetzt. Sie gehen nach der neuen Mode“, fuhr er mit gemachter Gleichgültigkeit fort, indem er das Auge des Lehrers ängstlich vermied. „Wenn einer aus Parsons und Dobell und Jones gelernt hat, dann kann er jetzt nicht mehr mitreden.“

Der Lehrer antwortete nicht. Als er bemerkte, daß in Onkel Bens Gesicht die Farbe kam und ging, beugte er sich ernst über seine Bücher. Das gab dem andern die Ruhe wieder, und mit den Augen nach dem Fenster gewendet, fuhr er fort:

„Wenn Sie die Bücher hätten, möcht' ich Sie um etwas bitten. Ich dacht' so — so — die alten Bücher wieder 'mal anzusehn — bloß zum Zeitvertreib, wieder bei Ihnen in die Schule zu gehen und ein bißchen zu lernen! Ich wär' dann Ihr Extraschüler — und ich wollt' auch dafür bezahlen — aber es müßt' unter uns bleiben — bloß zum Zeitvertreib, was?“

Als der Lehrer ihn lächelnd ansah, lenkte sich seine Aufmerksamkeit angelegentlich auf das Fenster.

„Die Elstern sind komisch, sie kommen grad aufs Schulhaus zu. Denen ist es hier hübsch still.“

„Aber wenn Sie es ernstlich wollen, könnten wir nicht auch diese Bücher benötigen, Onkel Ben?“ fragte der Lehrer heiter. „Ich denke, es ist wenig Unterschied — das Princip ist ja das nämliche.“

Onkel Bens Gesicht, das sich plötzlich aufgeheitert hatte, wurde ebenso schnell wieder trübe. Er nahm das Buch aus der Hand des Lehrers, doch ohne seinem Blick zu begegnen, hielt es in Armweite von sich, drehte es hin und her und legte es dann wieder vorsichtig aufs Pult, als wäre es etwas Zerbrechliches. „Wahrhaftig,“ murmelte er in scheinbarem Nachdenken. „Wahrhaftig, das Princip ist da.“ Dennoch aber war er ganz außer Atem und ein paar dicke Schweißtropfen standen auf seiner glänzenden Stirn.

„Und was das Schreiben angeht, zum Beispiel,“ fuhr der Lehrer mit wachsender Herzlichkeit fort, da ihn die Sache zu interessieren begann, „so ist ja jedes Buch zu brauchen.“

Er reichte Onkel Ben freundlich seine Feder hin. Die große Hand, welche sie furchtbar ersakete, zitterte nicht nur, sondern zeigte dabei eine so bedenkliche Ungewohntheit, daß der Lehrer nicht umhin konnte, nach dem Fenster zu gehen und gleichfalls die Vögel zu betrachten.

„Sie sind schrecklich frech — die Elstern,“ meinte Onkel Ben und legte mit peinlicher Sorgfalt die Feder neben das Buch, worauf er seine Finger anstarrte, als hätte er ein außerordentliches Wunder vollbracht. „Sie scheinen sich vor nichts zu fürchten, nicht wahr?“

Wieder trat eine Pause ein. Plötzlich wandte sich der Lehrer vom Fenster ab. „Ich will Ihnen etwas sagen, Onkel Ben,“ begann er mit unerschütterlichem Ernst, „das einzige, was Sie thun können, ist, Dobell und Parsons und Jones und den alten Gänsefuß, an den Sie gewöhnt zu sein scheinen,

Der Frühling.

Von Jean Jullien. Deutsch von Wilhelm Thal.

beiseite zu werfen und von neuem anzufangen, als hätten Sie jene nie gekannt. Sie müssen das alles vergessen. — Das wird Ihnen natürlich schwer fallen," fuhr er fort und schaute wieder zum Fenster hinaus, "allein Sie müssen."

Er wandte sich um, und die Freude, welche in diesem Augenblick Onkel Bens Gesicht verklärte, machte ihm selbst die Augen feucht. Der demütige Sucher der Weisheit erklärte sich eifrig bereit, den Versuch machen zu wollen.

"Und wieder mit dem Anfang beginnen," fuhr der Lehrer heiter fort. "Genau so wie einer von jenen — als wenn Sie wirklich wieder ein Kind wären."

"Wahrhaftig," meinte Onkel Ben und rieb sich fröhlich die Hände, "das will ich! Ja, das hab' ich auch zu Rup gesagt —"

"Dann haben Sie also schon davon gesprochen?" unterbrach ihn der Lehrer einigermaßen erstaunt. "Ich glaubte, Sie wollten es geheim halten?"

"Na, ja," versetzte Onkel Ben zögernd. "Aber sehen Sie, ich hatte mit Rup Filgen verabredt, wenn Sie darauf eingehen und nichts dagegen hätten, dann wollte ich ihm zwei Bitts geben jedesmal, wenn er nachmittag herkommt und mir hilft und an der Schul' Wache steht, daß die Jungen nicht rankommen. Und Rup ist doch ein sehr kluger Junge."

Der Lehrer dachte einen Moment nach und fand, daß Onkel Ben wohl recht habe. Rupert Filgen, ein hübscher Junge von vierzehn Jahren, war ein tüchtiger Charakter, dessen jugendliche Rauheit und ehrlicher Sinn ihn immer angezogen hatten. Er war ein tüchtiger Schüler, der es noch weiter bringen konnte, und das Uebereinkommen mit Onkel Ben würde die Schuldisciplin nicht stören und beiden von Nutzen sein. Dennoch fragte er freundlich: "Aber könnte das nicht besser und bequemer in Ihrem Hause geschehen? Ich könnte Ihnen ja die Bücher leihen und wöchentlich ein paarmal zu Ihnen kommen."

Onkel Bens strahlendes Gesicht bewölkte sich plötzlich wieder. "Das wär' doch nicht so gut für mich und Rup," meinte er. "Sehen Sie, so 'n Schulhaus ist so still und ruhig, und dann liegt das Lernen so in der Luft. Und die Kameraden aus der Stadt würden angelassen kommen, wenn sie hören, was ich zu Hause thue, und hier sucht mich keiner."

"Meinetwegen," entgegnete der Lehrer, dann hier."

Als er sah, daß sein Besuch, von Dank erfüllt, sich in der Tasche an seiner Börse zu schaffen machte, setzte er ruhig hinzu: "Für den Anfang sollen Sie hier gleich eine kleine Aufgabe haben," und damit legte er ihm einige unvollendete Arbeiten des kleinen Hans Filgen vor.

"Ich dank' auch schön, Herr Ford," begann Onkel Ben schüchtern, "und möcht' auch gern wissen, was ich Ihnen schuldig wär' —"

Herr Ford wandte sich eilig um und reichte ihm schnell die Hand, so daß jener genötigt war, die seine aus der Tasche zu ziehen. "Ich thue es sehr gern," bemerkte der Lehrer, "und ich kann es nur zugeben, wenn es ohne Entgelt geschieht; Sie hätten es mir gar nicht einmal sagen dürfen, daß Sie Rupert etwas dafür geben wollen."

Nochmals drückte er dem bestürzten Onkel Ben die Hand, setzte ihm noch kurz auseinander, was er zu thun habe, erklärte ihm, daß er ihn nun allein lassen müsse, nahm seinen Hut und schritt zur Thüre.

"Sie meinen also," sagte Onkel Ben langsam, indem er die Arbeit vor sich betrachtete, "daß ich Dobell und die andren über Bord werfen soll?"

"Allerdings," entgegnete der Lehrer mit großer Würde.

"Und soll von frischem anfangen wie die Kinder?"

"Wie die Kinder," nickte der Lehrer und verließ die Vorhalle.

Als er kurz darauf in der Dämmerung seine Cigarre beendigt hatte, trat er zum Fenster und sah hinein. Onkel Ben hatte Rock und Weste abgelegt, die Hemdärmel an seinen mächtigen Armen emporgeschoben und saß nun, nachdem er augenscheinlich Dobell und die andren beiseite geworfen, mit dicken Schweißtropfen auf der Stirn und das einfältige Gesicht tief auf das Buch geneigt da, um den schwankenden, ungewissen Spuren Hans Filgens zu folgen, in Wahrheit gleich einem Kinde.

(Fortsetzung folgt.)

Da die Gesellschaft Geschäfte machte und ihrer Operation eine weitere Ausdehnung gegeben hatte, so hatte man auch die Zahl der Bureaus vergrößern müssen. Man hatte das erreicht, ohne ein andres Lokal zu mieten, indem man die bereits vorhandenen durch ein Wunder der Geometrie in vieredige kleine Verschlänge teilte, die auf einen Mittelgang führten. Am besten kamen natürlich diejenigen hinweg, zu denen das Publikum Zugang hatte; die andren wurden in die dunklen Winkel verlegt. So befand sich die Buchhalterei im Hintergrunde eines Hofes, der so groß wie ein Kammer war; die metallischen Reflektoren verbreiteten hier nur ein dünnes faibles Licht, das stets mit der gelben Beleuchtung der durch die Mittelstür führenden Korridore kämpfte. Zwischen den Ständern, den aufgestapelten Aktensstößen und seinem Schreibtisch hatte der Buchhalter, Herr Martin, gerade so viel Platz, daß er seinen Sessel hinstellen konnte, und wenn er einmal von seinem Tisch aufstehen mußte, so war es eine wahre Haupt- und Staatsaktion. Darum ließ er sich auch nicht gern stören. Er trat pünktlich morgens um 8 Uhr in seinen Glaskasten, ließ sich sein Frühstück hierher bringen und verließ ihn nicht vor 7 Uhr abends. Er sah die Sonne so selten, daß er farblos geworden war wie eine Kletterpflanze. In seinem blassen Gesicht blinzelten seine aufgerissenen Augen wie die der Nachtvögel am hellen Tageslicht und seine ins Graue schillernden Haare schienen mit Moos bedeckt. Ein gewissenhafter und, was noch besser ist, gefügiger Beamter, hatte sich Martin seit 13 Jahren nicht einen einzigen Fadel zugezogen, und wenn er auch mannhörlig stöhnte wie jeder gute Beamte, so that er das doch so leise, daß die Chefs nichts davon hörten. Da man sich trotz der frühzeitigen Hitze noch nicht im 1. April befand, so war der von der Verwaltung gelieferte Ofen ebenso heiß wie im Winter. Nach der Mittagsmahlzeit schloß sich Martin unbefähigt und öffnete trotz des Reglements das auf den Hof führende Fenster. Die dumpfe Bureauluft mit dem faden Geruch der erloschenen Lampen, der Speisereste und alten Papiere schwand nach und nach, — es drang eine frische, leichte, fröhliche, nach Hyacinthen duftende Luft in den Raum. Der Beamte atmete einigemal überrascht auf; dann neigte er sich aus dem Fenster und bemerkte auf dem Sims eines benachbarten Fensters eine Wase mit blühenden Hyacinthen. Etwas höher sah er einen verkrüppelten Strauch, dessen schon erschlossene Knospen grüne Blätter zeigten, und oben, ganz oben ein kleines Stückchen reinen zartblauen Himmels!

"Der Frühling!" sagte er mit einer Grimasse, die man für ein Lächeln halten konnte.

Da er morgens seine Zeitung las und abends mit hastigen Schritten nach Hause ging, so hatte er das gar nicht bemerkt. Er lehnte sich noch weiter hinaus, um die Blumen, den Strauch und den Himmel besser zu sehen und dachte an andre ferne Lenzestage, die so schön, so jung, so sommersoll, so reizvoll und unerklärlich süß gewesen waren, daß ihn die Erinnerung jetzt noch verwirrte. Und über den geschwärzten Mauern des Hofes, über den Häusern der großen Stadt sah er den Frühling seiner Heimat wieder, den frischen Frühling mit den großen, mit Primeln und Gänseblümchen bedeckten Wiesen, während die Bäume kaum ein Flaum schmückte und sich hie und da die rofigen Sträucher der Apfel- und Birschblüten zeigten; wieder hörte er das Vogelgezwitscher in den Zweigen, das Kinderlachen hinter den Wäschern, und wieder sah er sich in der zitternden üppigen Natur, die vom Lenz beaufschlagt fröhlich unter dem ungeheuren Himmel prangte.

Martin seufzte und schloß das Fenster. Doch als er wieder in seinem Sessel eingesperrt, mit fünfzig Aktenstücken unter der Nase vor seinem Tische saß, lehnte der Verjuder wieder, und anstatt sich über die Arbeit zu neigen, lehnte sich der Buchhalter in seinen Sessel zurück. Seltene Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Er fragte sich plötzlich, warum er in dieser stinkenden Wude saß und nicht anderswo; warum er seine Tage in diesem Loch zubrachte und sich mit albernen und gleichgültigen Schmierereien den Kopf verdrehte, anstatt wie andre Leute aus seiner Heimat in der Sonne, in der frischen Luft zu leben. Wer hatte ihn denn zu lebenslänglicher Einschliefung verurteilt? Wer beraubte ihn so des Lebens und der Freiheit? Aufrichtig gestanden sah Martin seine Lage allzu schwarz, denn Tausende und abermals Tausende von Menschen waren noch eingeschlossener und mißhandelter als er. Doch wenn der Geist des Widerspruchs sich geltend macht, hält ihn keine Betrachtung auf. Der friedliche Federfuchser mußte sich gestehen, daß er allein zu diesem harten Gefängnis verurteilt war, und zwar durch eignen Willen. Nun färbten sich seine blutleeren Wangen purpurrot; er fluchte und wütete gegen sich selbst.

"Dummlopf!" murmelte er, "dreifacher, vierfacher Dummlopf!"

Dann sagte er sich eine Menge harter Wahrheiten:

"Du bist ein eitler Narr; du schämst dich deiner braven Eltern, die nur Bauern sind, als wären somberbraunte Gesichter und schwielige Hände eine Schande! Du wolltest den Gehrod und den Gylinder tragen wie ein Notar und ein Herr werden; ja, du bist ein netter Herr; du wolltest durchaus nach der Stadt kommen, nach Paris. Nun, hat es dir Glück gebracht, in Paris zu leben? du hast auch was rechtes von den Freuden in Paris! du wohnst in einer großen Mietskaserne, wo es vor Familien wimmelt; du hast die Deiningen für teures Geld in einem Raume unter-

gebracht, der dir auf dem Lande für deine Hunde zu klein erscheinen würde; ihr nährt euch von ungesunden Speisen, trinke dazu schlechte Getränke. Reich wolltest du sein. Reich! Ist man überhaupt je reich? Als du diese Stelle als Buchhalter mit festem Gehalt gesunden, glaubtest du, Peru entdeckt zu haben; und dabei bist du nur zwei Finger breit vom Elend entfernt; auf Zulage hast du nicht mehr zu hoffen und kannst sicher darauf rechnen, daß du ein paar Jahre vor deiner Pensionierung entweder sterben wirst oder die Gesellschaft in die Luft fliegen oder dich vor die Thür setzen wirst! Aber dafür sind deine Kinder als kleine Herren erzogen! Sie werden sich deiner schämen, du Schreiberseele, wie du dich deines Vaters, des Bauern, geschämt hast; deine Tochter, die nicht die genügende Mitgift hat, um sich einen Mann nach ihrem Geschmac zu kaufen, wird sich den besten Zahlern an den Hals werfen und dein Sohn, der seine Bedürfnisse und Lappen nicht befriedigen kann, wird ein Ausgestoßener, ein Unglücklicher werden.

„Und darum,“ rief er, „habe ich auf das Leben verzichtet! Darum habe ich mich zu dieser Qual verurteilt, die meinen einst so kräftigen Körper schwächt und entnerbt, während mein blödes Hirn, das beständig dieselben Nuzlosigkeiten vornehmen muß, in den Gewohnheiten verdummt! Nein, nein, ich will hier nicht sterben, ich will mein Leben und meine Freiheit genießen! Mögen die Kinder sehen, wie sie zurechtkommen!

Er ergriff ein Stück weißes Papier und begann zu rechnen, wie viel er mit dem Stückchen Land, das die Eltern ihm hinterlassen hatten, und dem wenigen, was er dort drüben verdienen konnte, zu leben hatte und was es ihn kosten würde. Er traute den Zahlen kaum, denn die Nebenkosten hatte er nicht bedacht. So viel hatte er zum Leben! Damit konnte er ja glücklich sein! Er hatte sein Haus, sein

Ein Pfeifen des Sprachrohrs rief ihn in die Wirklichkeit zurück. „Schicken Sie mir doch die Akten Nr. 26 340, die Akten 2150 und die dazu gehörigen Dokumente aus dem Jahre 83, außerdem die Akten 5309.

Ohne das Ende abzuwarten, schrie er: „Holen Sie sich Ihre Akten selber und lassen Sie mich in Ruhe! Ich habe genug von Ihrem dreißigen Kasten und Ihrem elenden Geschmiere!“

Mit diesen Worten ging er auf einen Schrank zu, nahm seinen Ueberzieher, seinen Hut heraus und schied sich zum Fortgehen an, als der Direktor eintrat.

„Was fällt Ihnen denn ein, Martin, sind Sie verrückt?“

„Herr Direktor, Herr Direktor,“ stotterte der arme Teufel verduht, ohne weiter etwas heranzubringen.

„Ach was, Herr Direktor, was soll denn das heißen? Erklären Sie sich! Gerade wo ich im Begriff stehe, mich mit der vielleicht wichtigsten Angelegenheit des ganzen Jahres zu beschäftigen, wandelt Sie die Lust an, mir diesen Vortrag zu halten, Sie ein Musterbeamter! Ja, haben Sie denn den Kopf verloren!“

„Herr Direktor, ich sagte mir . . .“

„Sie sagten sich . . . Die Gesellschaft pfeift darauf, was Sie sich sagen! Führen Sie erst meine Befehle ordentlich aus und spielen Sie sich nicht auf den geistreichen Mann hinaus, das paßt uns nicht! Wenn Sie glauben, daß Sie dadurch eine größere Gratifikation bekommen, dann irren Sie sich gründlich!“

„Aber Herr Direktor . . .“

„Na, seien Sie vernünftig, nehmen Sie Ihren Hut wieder ab, hängen Sie Ihren Ueberzieher wieder in den Schrank, setzen Sie sich an Ihren Tisch und verjagen Sie diese Ideen, die sich für einen gut angeschriebenen Beamten, wie Sie es sind, nicht passen. Diesmal will ich nichts gesehen haben, aber lassen Sie sich das nicht wieder einfallen.“

„Ich danke, Herr Direktor, ich danke recht herzlich.“

Martin gehorchte, und das alte Leben ging weiter. —

Kleines Feuilleton.

y. Märktisches Raubrittertum. So gern unsre Junker auf die Tugenden und Tugenden ihrer Vorfahren verweisen, um dem deutschen Volk ihre unverjährbaren Ansprüche auf seine Dankbarkeit klarzumachen, unterlassen sie es doch beharrlich, auf eine Eigenschaft hinzuweisen, die sie zweifellos auch erblich überkommen haben, nämlich eine ganz hervorragende Befähigung, sich auf Kosten anderer Leute die Taschen zu füllen. Wenn die Edelsten und Besten heute durch Schutzzölle und Liebesgaben den deutschen Michel schröpfen, so nahmen sich ihre mittelalterlichen Vorfahren viel einfacher das Nötige mit offener Gewalt auf der Landstraße. Diese adlige Wegelagererei hat länger als in irgend einem andern Teile des Reiches geblüht in der Mark und den angrenzenden Gebieten. Allgemein bekannt ist, daß noch zu Anfang der Neuzeit, unter Joachim I. (1499—1535) zahlreiche Raubritter dem Kurfürsten viel Kopfschmerzen bereiteten, die Straßen der Mark unsicher machten und dem einsamen Wanderer das Stoßgebet entlockten:

„Vor Röderitz und Lüderitz,
Vor Krachten und vor Ipenplich
Behüt' uns, lieber Herr Gott!“

Obwohl aber Joachim I. eine Anzahl dieser edeln Herren hingerichtet ließ, wodurch er sich von seinen fürstlichen Standesgenossen den Vorwurf zu rücksichtslosen Umspringens mit dem christlichen Adel deutscher Nation zuzog, so ist doch die Mark unter ihm nicht endgültig von der Landplage der Buschflepper befreit worden. Noch unter seinem Nachfolger Joachim II., gegen Mitte des 16. Jahrhunderts, wurde in der Mark wieder das vornehme Handwerk des Raubrittertums betrieben. Davon enthalten interessante Belege die geschichtlichen Urkunden der Stadt Perleberg in der Priegnitz, deren Vergangenheit überhaupt viel Merkwürdiges von den preiswürdigen Gelden des Junkertums zu berichten weiß. Infolge ihrer Lage in der Nähe der medlenburgischen Grenze hatte die Stadt eben nicht nur von einheimischen Adligen, sondern auch von raublustigen Junkern des Obotritenlandes viel Ungemach zu erdulden und mußte es sich dazu noch gefallen lassen, wenn die medlenburgischen Staatsbehörden Perleberger Kaufmannsgut konfiszieren, um sich daran schadlos zu halten für die Raubereien von Junkern aus der Priegnitz. So geschah es z. B. im Jahre 1435, daß auf dem Markt zu Neustadt in Medlenburg Perleberger Waren mit Beschlag belegt und als Unterpfand für die von Priegnitzer Rittern zu leistende Erstattung des von ihnen angerichteten Schadens einbehalten wurden. Auf medlenburgische Junker, die in der Priegnitz auf Raub ausgingen, ließ der Perleberger Rat natürlich fahnden, um sie dingfest zu machen und an Leib und Leben zu strafen. Es konnte das freilich zu unangenehmen Verwickelungen führen. So halfen z. B. die Perleberger im Anfang des 15. Jahrhunderts einmal den medlenburgischen Ritter Reiner von Plessen fangen, weil er im Verdacht stand, durch seine Knechte den Perlebergern bei Dömitz Pferde abgenommen zu haben. Er war zweifellos nicht der beste Bruder, aber in diesem Falle scheint er unschuldig gewesen zu sein. Wenigstens erklärte ein Schreiben des Herzogs Heinrich von Medlenburg den Perlebergern, sie seien im Irrtum, jenen Raub hätten ihre eignen Landknechte, die Greventke, Beverneke und Crusemarken verübt. Mit den diplomatischen Weiterungen war die Sache aber nicht erledigt. Vielmehr gingen der Stadt Perleberg alsbald von allen Seiten um Reiner von Plessen willen Fehdebriefe, d. h. förmliche Kriegserklärungen zu, zunächst von den übrigen Familiengliedern, dann von Freunden der Gefangenen. Eines dieser merkwürdigen Aktenstücke lautet: „Wisset, Ihr Bürgermeister und Ihr Ratsmänner und Ihr ganze Einwohnerschaft von Perleberg, daß wir wollen Euer Feind sein: ich Hans Bassewitz und Berend Welghyn und ich Heinz Elhorst, Hemming Grip und Ott Splitt und Hans von Dergen und Heinrich Lüge und Kurt Bassewitz, daß wir alle wollen Euer Feind sein um Reiners von Plessen willen.“ Das war nicht etwa eine leere Drohung, sondern nun ging ein freich-freilicher Krieg los. Ein paar Jahrzehnte später machte der lähne märkische Raubritter Kone Windelband den Perlebergern viel zu schaffen. Dieser Wiedermann hatte dreist dem brandenburgischen Markgrafen und seinen sämtlichen Unterthanen Fehde angelagt: „Wisset, Ihr Bürgermeister und Ratsmänner der Stadt Perleberg, daß ich Eures Herren des Markgrafen Feind will sein und all' seiner Unterthanen.“ Nun trieb er es ganz toll, bis ihn die Perleberger gefangen nahmen und an den Markgrafen auslieferten, der Windelband hängen ließ. Sein Sohn, Hans Wischerup, gedachte dafür an den Perlebergern Rache zu nehmen und sagte ihnen 1461 folgendermaßen auf: „Wisset, Ihr Ratsmänner zu Perleberg, so Ihr meinen Vater Kone Windelband, den Ihr aus Eurer Stadt überantwortet dem Falshen, der ihn hängte, und mein Vater war ein rechter Pilgrim: darum will ich Hemming Wischerup Euer Feind sein so lange, bis Ihr mir Sühne thut für meinen toten Vater, den Ihr so jämmerlich verraten aus Perleberg, was ich Euch mit allen Dingen thun kann, die ich dazu kriegen kann, daß sie Tag und Nacht. Da mögt Ihr Euch nach zu richten wissen. Anno LXI^o, 1461.“ Die buchstäbliche Uebersehung zeigt, daß der rachebegierige Ritter mit der Feder nicht sonderlich umzugehen wußte, im Felde aber machte er dem Kriegsvolk der Stadt Perleberg höllisch zu schaffen. Damals blühte das Fehde- und Raubrittertum noch; aber auch, als es damit allmählich zu Ende ging, trieb in der Perleberger Gegend noch einmal längere Zeit sein Wesen ein ganz verwegenes Geselle, der an die besten Zeiten des Mittelalters erinnerte. Auf Rebelin in der Nähe von Perleberg war die hochangesehene Familie derer von Wartenberg erbgesessen. Ihr Vertreter in den ersten Zeiten Joachims II., Hans von Wartenberg, war keineswegs ein notleidender Landwirt, sondern im Gegenteile reich begütert. Das hinderte aber nicht, daß er das Wegelagern und Plündern mit großem Eifer und wahrhaft leidenschaftlich, sportmäßig betrieb und mit zahlreichen Spießgesellen die Mark unsicher machte. Nachdem ihn der Kurfürst für einen offensbaren Landbeschädiger und Straßensräuber erklärt hatte, gelang es den Perlebergern 1542, ihn zu fangen. Vor dem Stadtrichter in Perleberg wurde ihm der Prozeß gemacht und er legte folgendes interessante Geständnis ab, das auf sein Gewerbe und seinen blaublätigen Anfang viel Licht wirft: „Erstlich, daß er vor'm Jahre im Sommer auf der Adernmärkischen Heide mit gewesen und daselbst einen Raubanfall thun helfen, welchen Ritter Hans Hiller, derer von Schmidt Feind, geführt, und hat zur Ausbeute zwei Ellen Tuch bekommen. Dabei auch gewesen Philip Strafe, Hans von Stendal, zwei Ueberland-Reiter, Heinrich von der Ranke und Heinrich Zimmermann und ein Pommer, Wobitz genannt, mit zwei Pferden. Item auf geschene Frage, was ihm von dem Raubanfall, so bei Boizenburg im Lande zu Medlenburg unlängst geschene, bewußt sei, bekannte und sagte

er, daß er im verfloffenen Herbst einen Ueberfall bei Voigenburg, nicht weit von Mellen, an zwei Kaufleuten hat thun helfen. Der eine soll von Nürenberg, der andre aus dem Lande Holftein seiner Angabe nach gewesen sein, sie haben ihnen zwei Pferde und ungefähr bei 30 Thaler genommen, und dabei sind gewesen Hans Köpfe, Friedrich von Bülow, Jung-Nahm von Einbeck, Hans von Einwinkel, Jörg von Jagow, Ulrichs Sohn, Gedächter Hans von Wartenberg hat als seinen Part ungefähr 4 Thaler bekommen. Item auf fernere Frage, ob er auch im Kurfürstentum Brandenburg bei mehr Angriffen mit gewesen wäre, darauf bekannte er, daß er vor zwei Jahren in der Mark Brandenburg bei einem Ueberfall nicht weit von Schievenberg mit gewesen, da habe er und seine Gesellschaft etlichen Kaufleuten von Lübeck 6 Pferde nehmen helfen, wobei gewesen die beiden Strafe, Hans Köpfe, Simon der Knecht, Quikow mit der einen Hand, Lorenz Bittel des Pfaffen zu Nebelin Sohn und der unechte (uneheliche) Meselberg. Sollen aber, wie Hans sagt, den Kaufleuten die Pferde wiedergegeben haben.“ Auf dies Bekenntnis hin wurde Hans von Wartenberg am Sonntag nach Andraë 1542 zu Perleberg mit dem Schwerte hingerichtet. Bald hernach wurde der verachtete Jacob Neuter in Perleberg enthauptet, und der Raubritter Hans Hoyer entging dem gleichen Schicksal nur dadurch, daß er sich 1554 im Gefängnis selbst entleibte. Nachdem so die Schlimmsten unschädlich gemacht worden waren, wurden die Straßen in der Brüggen allmählich sicherer: hier, wie in der Mark überhaupt, hatte nun endlich das edle Handwerk der Raubritter seinen goldenen Boden verloren. —

Vergbau.

— Graphit-Vergbau der Welt. Der gesamte Bedarf an Graphit wird von folgenden Ländern gedeckt: Oesterreich-Ungarn, Ceylon, Deutschland, Vereinigte Staaten, Kanada, Italien, Indien, Japan, Rußland und Mexiko. Die besten und ausgedehntesten Lager der Welt besitzt die Insel Ceylon. Die Lager Ceylons liefern den größten Teil des Weltbedarfs an Graphit, und zwar eine krystallinische Art, in der häufig Quarz und andre Mineralien vorkommen. Dieser Graphit wird sehr teuer bezahlt und in vielfacher Art verwandt. Die östreichischen und deutschen Graphitarten sind, wie die „Ungar. Montan-Industrie- und Handels-Ztg.“ schreibt, ebenfalls sehr begehrt; die allerbesten der dort gewonnenen Sorten werden zu Bleistiften verwandt; jedoch sind die deutschen und östreichischen Arten, weil amorph, viel schwieriger zu reinigen als die krystallinischen indischen. In den Vereinigten Staaten kommt Graphit in großen Mengen an den verschiedensten Stellen vor, wird aber nur in wenigen Staaten abgebaut. Hierher gehören New York, Pennsylvania, Alabama, Michigan und Rhode-Island; diese Minen sind schon lange bekannt, und außer den Lagern in Wisconsin, Nord-Karolina, Texas und Kalifornien sind keine neuen dazu gekommen. In Nord-Karolina besteht nur an einer Stelle Graphit-Vergbau, und zwar hat eine amerikanische Gesellschaft in Graphitville eine große Anlage zur Gewinnung und Bearbeitung des Graphits errichtet. Die dortigen Lager des Minerals bestehen aus einer langen Reihe von Graphit-Schieferstreifen mitten in einer Gegend, deren Gebirge aus Gneis und Glimmerschiefer besteht. Diese Streifen sind hier ärmer, dort reicher an dem wertvollen Mineral. Den Graphitschiefer kann man verfolgen auf eine Entfernung von etwa 3—4 englischen Meilen, von Nordosten nach Südwesten. Die Menge des dort lagernden Graphits ist groß, aber seine Reinigung ist derart schwierig, daß es noch nicht sicher ist, ob er mit Gewinn abgebaut werden kann. Bisher ist von dort noch kein Graphit auf den Markt gekommen, jedoch wird die Anlage in nächster Zeit betriebsfähig sein, und man gedenkt, vor Schluß des Jahres 1901 mit der Graphitgewinnung beginnen zu können. —

Technisches.

— Eine neue Anker Vorrichtung für Schiffe. Die größte Gefahr für ein Schiff während schlechten Wetters ist bekanntlich vor seinen Anker zu treiben, wenn der Meeresgrund den Ankerflügel nicht genügenden Widerstand bietet. Das Schiff treibt alsdann vorn Winde, indem es den Anker über den Grund schleppt, ohne daß er ein Hindernis findet, an welchem er sich festhalten kann. Diefelbe Gefahr besteht bei den Wogen in Hafen und auf Reeden, an denen die Schiffe festmachen. Ein amerikanischer Ingenieur hat nun, nach der „Techn. Adsch.“, die Idee gehabt, gerade aus der Beschaffenheit des unzuverlässigen Ankergrundes Nutzen zu ziehen, indem er dicke, massive Metallplatten versenken will, welche dem Herausreißen bedeutenden Widerstand leisten, wenn sie nur genügend stark von dem lockeren Untergrund, Sand oder Schlid, bedeckt werden. Die Platte nun, welche er zur Verankerung anwendet, ist eine außereiserne Scheibe bis zu 60 Centimeter Durchmesser, welche an einer Kette hängt. Diese Kette geht durch einen Ring, der an zwei Defen an der Oberfläche der Scheibe befestigt ist. In der Mitte hat diese Scheibe eine Öffnung. Damit sie sich nun in den Sand oder Schlid einsaugt, setzt man auf dieses Loch eine metallene Röhre, welche mit einem Schlauch verbunden ist. Durch diesen wird von einer Pumpe an Bord des Schiffes Wasser in die Röhre gepumpt. Nun leuchtet es ein, daß das Wasser, welches unter der Scheibe herankommt, den Sand und Schlid wegschwenmt und die metallene Scheibe schnell einsinken läßt wie beim Einrammen von Pfählen auf hydraulischem Wege. Es sind Vorkehrungen getroffen worden, um die Röhre in

ihre Lage festzuhalten; wenn sie tief genug eingerammt ist, wird sie frei gemacht. Die Ankerscheibe mit einem Teil der Ankerkette liegt nun unter dem Sand oder Schlid, welches das Loch ausgefüllt hat in dem Maße, wie die Ankerscheibe sich eingezogen hat. Das Richten des Ankers geschieht in umgekehrter Weise, indem man das mit der Druckpumpe durch einen Schlauch verbundene Metallrohr längs der Ankerkette heruntergleiten läßt. Sobald das Rohr den Grund berührt, pumpt man Wasser hinein, welches den Sand lose macht und ihn entfernt, indem es ihn anschöpft. Da das Rohr allmählich heruntergleitet, höhlt der Wasserstrahl den Grund so lange und derartig aus, bis die verankerte Scheibe frei wird. Abdam kann man die Kette lichten. Diese Erfindung ist schon praktisch erprobt worden und zwar während eines Sturmes, welcher im letzten September über New York hereinbrach. Eine Anzahl von Dächern des New Yorker Yachtclubs, welche mit dieser Anker Vorrichtung ausgerüstet waren, blieben während des Orkans unverfehrt auf ihren Ankerplätzen, während vierzig Schiffe mit dem gewöhnlichen Ankerschirr ins Treiben kamen und auf den Strand geworfen wurden. —

Humoristisches.

— Familien-Leben in Neuz. „Frau Nachbarn, sagen Sie bloß, was ist det mit Ihrem Jungen, der schreit ja ganz jämmerlich un hört jar nich uff!“
 „Ach, wissen Sie, er hat heimlich an die Bratjans rumjeluabbert un nu bejwadigt ihn mein Mann.“ —
 — Begreiflicher Irrtum. Frau: „Ich begreife nicht, wie Du das ansiehst. Seit zwei Stunden steht ein Geflügelhändler mit Enten unter Deinem Fenster!“ —
 Professor (zerstreut): „So so, Enten sind das . . . ich dachte, Du hättest Kaffeekränzchen!“ —
 — Chrysanthemum. Erster Agrarier: „Sie haben da doch solche hübsche Zierblume im Knopsloch!“
 Zweiter Agrarier: „Ja, meine Lieblingspflanze, eine Wucherblume!“ („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Die bei Eugen Diederich in Leipzig erschienene Broschüre Tolstojs „Der Sinn des Lebens“ ist wegen Verächtlichmachung der Kirche von der Leipziger Staatsanwaltschaft beschlagnahmt worden. Die Broschüre enthielt unter andern die Antwort Tolstojs an den Synod. —
 — Aus der Bauernfeldschen Stiftung wurden an Preisen zuerkannt für ihre Gesamtleistungen: v. Saar 2000 Kronen und delle Grazie 1000 Kronen; ferner Lothar (für „König Dardelin“) und Doermann (für den „Herrn von Abadessa“) je 1000 Kronen, sowie Baumberg und Pawel als Verfasser östreichischer Volksstücke und Vierbaum als Lyriker gleichfalls je 1000 Kronen. —
 — Lubliners Lustspiel „Der schuldige Teil“, das im Lessing-Theater zur Aufführung gelangen sollte, ist nach acht-tägigen Proben abgeseht worden; dafür hat Lubliner ein andres Stück „Die lieben Feinde“ hergegeben, das an demselben Theater nächstens in Scene geht. —
 — Die Réjane eröffnet ihr Gastspiel im Lessing-Theater am Donnerstag, den 14. November, als Janetta in „La Robe rouge“. —
 — „Das tägliche Leben“, ein Drama in zwei Aufzügen von Rainer Maria Rilke, wurde im Manuscript vom Hamburger Deutschen Schauspielhaus zur Aufführung angenommen. —
 — Eugen d'Alberts Oper „Der Improvisator“ wird bereits in nächster Zeit im Opernhause erstmalig in Scene gehen. —
 c. Einige ausgezeichnete Leistungen der drahtlosen Telegraphie wurden, wie aus New York gemeldet wird, dort am Sonnabend bekannt, als der Dampfer „Campania“ von der Cunard-Linie eintraf. Am vorigen Dienstagabend passierte die „Campania“ auf hoher See ihr Schwesterschiff „Lucania“. Sie standen fünf Stunden lang in Verkehre mittels drahtloser Telegraphie. Während jener Zeit wurden 75 Depeschen ausgetauscht, von denen einige für die Passagiere bestimmt waren. Die Verbindung hörte auf, als die beiden Schiffe 170 englische Meilen von einander getrennt waren. Ein Passagier auf der „Campania“ schickte zur „Lucania“ eine Depesche, die für Philadelphia bestimmt war. Die „Lucania“ erreichte am Freitagmorgen die Höhe der irischen Küste. Die Depesche wurde der drahtlosen Station in Crookhaven übermittelt, nach Philadelphia getafelt und dort 24 Stunden früher, ehe die „Campania“ New York erreichte, ausgetragen. —
 t. Die Weizenfelder Englands nehmen in diesem Jahre nur noch eine Fläche von etwa einer Million Acres ein; vor zehn Jahren waren 2 800 000 Acres mit Weizen bestellt. —